

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 23 (1919)

Artikel: Gottfried Keller und Paul Heyse

Autor: Zollinger, Max

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-571695>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nur in günstigen Jahren besitzt dieser lange Tag die Kraft, ein kümmerliches Gerstenfeld soweit zu reifen, daß man die Körner mahlbar machen kann, indem man die geschnittenen Aehrenbündel auf südwärts gerichteten Trockengestellen an der Mittagssonne nachdörrt. Ende Septembers beginnt wieder der Winter mit undurchdringlichem Schneegestöber, um für sieben bis acht Monate die ganze Insel von den Gebirgen bis zum Strande so hoch zuzudecken, daß nur hin und wieder eine schwarze Lavaklippe, überzogen mit grauem Moos, nirgend aber ein Strauch, ein Halm daraus hervorragt und daß die Menschen oft ungehindert weg schreiten hoch über den Dächern ihrer eingeschneiten Häuser. Nur noch das Ren findet dann seinen Weg durch die Winterwüste und weiß sich das farge Moos zu seiner Nahrung aus dem Schnee hervorzuscharrn. Während der kurzen Mittagsdämmerung, die dann den Tag bedeutet, umschwärmen Scharen von Seevögeln die eisflirrende Küste, laut schreiend und gegen den Sturm anämpfend. Alles andere Leben schweigt. In der Nacht aber beginnt am sternhellen Firmament das Nordlicht seinen zauberhaften Flammentanz. In wechselnden Farben zucken seine Strahlen zitternd auf und nieder, vom braunen Grundbogen im Horizont bis

zum Zenith, und zeigen die starren Eis gefilde in geisterhaft unbestimpter Beleuchtung.

Dürftig, doch erhaben, mahnte diese Natur mit ihren gewaltigen Kontrasten, mit ihrem Urfeuer und ihrem Eise, an die Geheimnisse der Schöpfung, an den Ursprung und an das Ende der Dinge. Düster und grau sind ihre Farben; schroff, kolossal, scharf beprägt mit dem Siegel der Zerstörung ihre Formen; nebelhaft und sturmzerrissen der stimmunggebende Himmel. Kein Fleck der Erde konnte im Menschengemüt eine mehr zutreffende Tonart anschlagen für die Geschichte verbannter Götter, für die Erinnerung an ihre vergangene Herrlichkeit, nachdem ihr Oberherr, vergleichbar dem Titanen unseres Zeitalters, hier sein St. Helena gefunden hatte. Hier zerstreute die Phantasie kein Sinnenspiel; die öde Gegenwart ließ sie mit verdoppeltem Heimweh immer nur rückwärts blicken. Zu achtmonatlicher Wintermuße in verschneiter Hütte an die Lampe gebannt, wuchsen ihr bis ins Riesige die Schwingen der Erinnerung zum Rückflug über Jahrtausende und von dieser letzten Rast im froststarrenden Eismeer bis zur sonnenglühenden Urheimat der Asen an den Abhängen des Himalaya und unter den Palmen an den Ufern der heiligen Ganga."

Gottfried Keller und Paul Heyse.

Als Jakob Baechtold die Briefe Kellers zusammentrug, um sie am straff gesponnenen Faden biographischer Erzählung aufzureihen, hielt Paul Heyse seine Habe unter strengem Verschluß, und auch Ermatinger mußte sich — abgesehen von einer Handvoll schon bekannter Zitate — wider Willen mit einer einzigen Kostprobe begnügen, da der inzwischen verstorbene Empfänger seinem Freunde Max Kalbeck die Herausgabe dieses töstlichsten Stüdes seiner Hinterlassenschaft zugesprochen hatte. Nun liegen die Dokumente dieser merkwürdigen Poetenfreundschaft vor uns *): ein starkes Hundert Briefe, mit Einleitung, An-

merkungen und Register einen schwelenden Band von 450 Seiten füllend; wir hören Rede und Gegenrede, nehmen teil an den menschlichen und literarischen Freuden und Kummer nissen, die sie sich getreulich beichten, und sehen staunend und gerührt, wie sich die im tiefsten Wesen durchaus ungleichen Genossen in Apoll nicht allein respektvoll vertragen — wie sie sich in herzlicher Freundschaft zugetan sind: der gewandte, weltkundige Norddeutsche, der Meister der eleganten Epistel, und der bodige, schwer zugängliche Schweizer, dessen tiefes, tröstliches Lachen durch seine Briefe schüttert.

Genau ein Menschenalter währte der persönliche Verkehr, und Keller brauchte sein unbefangenes Urteil über den Dichter nicht zu revidieren, als der Mensch im

*) Paul Heyse und Gottfried Keller im Briefwechsel, von Max Kalbeck. Braunschweig, Georg Westermann, 1919.

Sommer 1857 auf einer Reise durch die Schweiz um seine Freundschaft warb: er hatte sich durch die „strikte Goethe-tueret“ des Anfängers den Glauben nicht nehmen lassen, daß dieser dermaleinst, wenn die Rinde falle, noch etwas Tüchtiges leisten werde, und wie er sich nun als ein „allerliebstes Kerlchen“ und ein taktvoller und verständiger Bewunderer seiner Kunst entpuppt, findet Keller seine Erfahrung bestätigt, „daß die Leute, die etwas Rechtes können, selbstverständlich auch sonst ordentliche Menschen seien, weil sie den Grund eines reinen Glücks in sich tragen“, und hält die dargebotene Hand mit Freuden fest. Er nimmt es — in seinem ersten Brief (3. November 1859) — dem Jüngern auch durchaus nicht übel, daß er ihm ein glänzendes Motiv, das dem Schluß des Sinngedichts hätte zugute kommen sollen, wie eine Schnepfe vor der Nase weggeschossen hat, und trägt sein Kirchlein mit der Weinfelter ohne Groll wieder ab, um nicht den Reminiszenzenjägern in die Hände zu geraten.

Aber der Briefwechsel kommt doch auf beiden Seiten erst nach etwelchem tausenden Jögern in Fluß. Die gemeinsame Sorge um den armen Leuthold, ein etwas vorwitziger Streifzug des deutschen Novellisten in die Welt des alten Bern, persönliche Angelegenheiten verschiedener Art nähren den Gedankentausch durch zwei Jahrzehnte hindurch etwas lämmерlich; keiner macht sich ein Gewissen daraus, den andern wochen- und monate-lang auf eine Antwort warten zu lassen, und Keller, gewohnt, auch als Briefschreiber gelassen den guten Augenblick oder die drängende letzte Stunde abzuwarten, läßt gelegentlich einen angefangenen Brief ruhig ein Vierteljahr auf dem Tische liegen, bevor er ihn abschließt und von Stapel läßt.

Eines jener tieftraurigen Erlebnisse, die den von äußerem Erfolg verwöhnten Heyse heimsuchten, wandelt die gegenseitige Achtung in herzliche Freundschaft: den Schmerz des Vaters um das tote Kind, den die Flucht nach dem Süden nicht zu bannen vermocht hat, mildern die „schönen und festen Gestalten“ der Zürcher Novellen, und ungetusen und doch beiden willkommen stellt sich das

freundschaftliche „Du“ ein. Für Ueberschwenglichkeiten ist der Schweizer freilich auch jetzt nicht zu haben; selbst das herzliche Lob „Du hast alles, was mir fehlt, lieber Teuerster“ (unbewußtes Zitat nach Tasso B. 943f?) hält er sich mit einem Scherz vom Leibe: Du bist „ein bißchen ein Schmeichelkater mit nicht undeutlichen Krallen. Wenn ich alles habe, was Dir fehlt, so braucht Dir bloß nichts zu fehlen, und ich habe säuberlich gar nichts.“ Solche Buxierbufetts kann jeder dem andern unter der Nase wegziehen.“ Doch Heyse hat das Vertrauen des Spröden nun gewonnen, und der vergnügliche Ton seiner Briefe beweist, wie gerne und offenherzig Keller mit dem zehn Jahre jüngern Freunde plaudert; er preist dem zum Schaden seiner Nerven und vielleicht auch mitunter seiner Leistungen rastlos Tätigen die „Majestät der Faulheit“; oder er gibt bereitwillig und doch die Worte vorsichtig abwägend über seinen Landsmann C. F. Meyer Auskunft, der persönlich „eine Art pedantischer Kauz“ sei und als Poet manchmal mit „herrlich gemalten künstlichen Blumen“ aufwartet — „aber eben, es ist halt doch gemacht und zustande gebracht,“ fügt er mit einem Seitenblick auf seine eigenen Schaffensnöte aufrichtig bewundernd hinzu; oder er zieht gegen die „Nachlaßtrüffelhunde“ vom Leder und nimmt insbesondere kein Blatt vor den Mund, wenn er sich über die Zunftgenossen und ihren Unhang hören läßt. Ohne selbstgefällig den Staub der Werkstatt aufzuwirbeln, läßt er den Freund von ferne an seiner künstlerischen Arbeit teilnehmen: er spielt etwa auf ein Rudel Novellen an, denen er alle anderthalb Jahre die Nägel beschneide, sodaß sie zuletzt ganz putzig aussehen werden, oder er seufzt darüber, wieviel Kummer ihm sein Sorgenkind, der „Grünspecht“, mache; sein Vorsatz, „den Patriotismus einmal in Tadel statt in Lob zu exerzieren“ (2. April 1871), scheint so etwas wie ein erster Anlauf zum Salander zu sein.

Dennnoch ist von einem tiefern Einfluß des einen auf das Schaffen des andern nicht die Rede, und Ermatingers Annahme, die sympathische Persönlichkeit Heyses habe es Keller vor allem an-

getan, besteht die Probe aufs Exempel. Keller versagt den formvollendeten ausgereisten Dichtungen des Freundes seinen aufrichtigen Beifall nicht; aber Welt und Bildungshintergrund der Kunst Heyses und ihr Verhältnis zur Wirklichkeit bleiben Keller eben doch wesensfremd — einmal bekannte er, er habe den Gegenstand eines neuen Romanes, den ihm Heyse mündlich erläutert hatte, gleich am andern Tag wieder völlig vergessen und könne sich einfach nicht mehr an das Problem erinnern, trotzdem es ihn so gleich anmutend frappiert habe; Heyse dagegen erfaßte zwar das komplexe und doch großartig einfache Wesen des Freundenes mit ahnendem Spürsinn, vermochte es aber aus ganz anders gearteter Einstellung auf Kunst und Welt nicht eigentlich zu befruchten. (Der Herausgeber faßt den Gegensatz in die Formel: Realromantiker und Idealromantiker). Nicht so sehr die werdenden wie die vollendeten Dichtungen Kellers bitten Heyse um sein Urteil, und mehr als einmal findet er das rechte Wort; z. B. wenn er vom Dietegen röhmt: „Nirgend brennt der Goldton hinter dem frischen Infarnat Deiner Gestalten in feurigerem Glanz, und wie sich das Märchenhatte des Abenteuers mit sittlicher Hoheit paart, ist ganz wundervoll. Dies Geschichtchen ist wie eine schöne Frau aus reichem Hause, die hie und da ein Kleinod trägt, das allein seine tausend Taler wert ist, ohne daß sie irgend damit prunkt, während das, was die Natur für sie getan, kostbarer ist als alle Juwelen.“ Aber Keller bleibt seiner Überzeugung doch treu, daß der Künstler über Wert und Unwert seines Schaffens immer selber am besten Bescheid wissen müsse; er tröstet zwar denzagenden Freund (mit dem herrlichen Brief vom 7. September 1884), das Gefühl des unerledigten Restes sei „gewiß bei Meisterleuten vorhanden; denn wenn nicht gerade bei ihnen das Ideal noch mächtiger wäre als das Können oder, richtiger gesagt, als der Koncretismus des Schaffens (O Herrjeses!), so würden sie auch das nicht erreichen, was sie können“ — aber er läßt doch deutlich durchblicken, wie wenig er sich von jeder Einmischung in diese „internen Angelegenheiten“ ver-

spricht. Ueberhaupt macht es ihm die Kritik selten zu Dank; hinter begeistertem Lob wittert er leere Schmeichelei und hinter offen ausgesprochenen Bedenken Verständnislosigkeit: Heyses Protest gegen das fatale „Kamel“ am Schlusse der Geschichte von der törichten Jungfrau weist er mit Recht zurück; die grausame Bestrafung der drei Lumpenbarone, die auch Storm wider das Gefühl ging, empfindet Keller zwar selbst als mehr oder weniger geschmacklos, aber er kann sich doch nicht von dem Einfall trennen, der sich ihm hartnäckig aufgedrängt habe, und dem Vorwurf der Unwahrcheinlichkeit gegenüber beruft er sich auf die „Reichsunmittelbarkeit der Poesie, d. h. das Recht, zu jeder Zeit, auch im Zeitalter des Fracks und der Eisenbahnen, an das Parabelhafte, das Fabelmäßige ohne weiteres anzuknüpfen“.

Und wie Storm versagt Heyse bei den Gesammelten Gedichten und beim Martin Salander, und auch seine kluge und feinfühlige Vorsicht, die ihm das Eintreten auf das Einzelne verbietet, vermag das allmäßliche Einfrieren von Kellers Korrespondenzlust (an Storm, 29. Dezember 1886) nicht zu verhindern. Er bezeugt zwar, er könne Kellers corpus lyricum nun eben einfach zu den übrigen Lebensbedürfnissen rechnen, deren er sich nie wieder entwöhnen werde, aber er ist doch nachträglich im stillen froh darüber, daß Keller darauf verzichtet hat, ihm das Manuskript, wie er es selbst gewünscht, vor dem Druck zu kritischer Durchsicht vorzulegen, und Kellers Bitte, den Band für eine Ausgabe letzter Hand zu säubern, überhört er offenbar absichtlich. Durch Heyses verlegen ausweichen des Lob des Salander — das Buch sei nicht so wohl ein Roman als ein politisches Erbauungsbuch — gründlich verschlupft, zieht sich der rasch Weltende in den Schmollwinkel zurück, und da schweigt auch Heyse, der selbst jeder Zudringlichkeit abhold ist, bis nach einer Pause von zwei Jahren der Tod Regulas zuerst dem Jüngeren die Zunge löst. „Unser beider Lebensschatten werden nachgerade immer länger,“ mahnt er mit leisem Vorwurf, „und was die Welt an Sonnenwärme nicht mehr hergibt, sollte man füglich

zusammenrückend durch animalische erscheinen.“ Dankbar beschreitet Keller das „goldene Brücklein“, das ihm der Freund geschlagen; er bekennt, wie tief ihn das qualvolle Ende der Schwester erschüttert — dann legt er die Feder beiseite, und wehmütig klingt das Zwiegespräch in Heyses Bitte aus: „Verstumme uns nicht ganz.“

Die Geschichte dieser Poetenfreundschaft mit ihrer für den alternden Keller charakteristischen jäh abfallenden Kurve beträgt die Wesensart der beiden Korrespondenten durch eine Fülle kostbarer Selbstbekenntnisse und durch den reizvollen Gegensatz der Menschen und Schicksale. Es ist unendlich rührend, wie der scheinbar mürrische, griesgrämige, unzugängliche Gottfried Keller durch seinen heitern Lebensmut immer wieder den Freund aufrichtet, der scheinbar als das Sonntagskind des Glücks in Glanz und Freude seines Weges zieht, in Tat und Wahrheit aber, von häuslichem Leid verfolgt und von drängender Arbeitsleidenschaft zermürbt, freundshaftlichen Trostes bedürftiger ist als der vom Glück durchaus nicht verhättelte Einspanner. Sie sagen ja eigentlich beide dasselbe, nur mit ein bischen andern Worten, wenn Heyse fleht: „Ich kann es brauchen, daß man mir was Liebes antut,“ oder wenn Keller erzählt, wie die Schwester nach seinem bösen Fall von der Leiter seine Angst, es werde nun wohl fertig sein mit seinen Angelegenheiten, mit einem „so neuartig herzlichen“ Nein, nein! beschwichtigte, daß die kurze Rumpelrei zu einem Unitum für ihn geworden sei. Die Erörterung der Frage aber, welcher von den beiden der größere sei, muß sich Heyses Sachwalter verbitten; uns darf die Feststellung genügen, daß auch diese hochwillkommene neue Brieffreiheit von der ersten bis zur letzten Zeile den Stempel von Gottfried Kellers künstlerischer und menschlicher Persönlichkeit trägt.

Der Herausgeber hat den Briefen eine große Einleitung, einen dichten Schwarm mit Recht den einzelnen Briefen angehängter Anmerkungen und ein Namenregister mitgegeben. Nur ganz ausnahmsweise entschlüpft seiner durch

die gründlichste Sachkenntnis gestützten Gewissenhaftigkeit ein kleines Versehen: so etwa, wenn er eine schon S. 216 fällige, im übrigen nicht unbedingt notwendige Wörterklärung erst S. 348 bringt oder wenn er den Dietegen einmal (S. 284) den Zürcher Novellen bezeichnet oder (S. 319) die Urheberschaft des Titels „Das Fähnlein der sieben Aufrüchten“ für Auerbach in Anspruch nimmt *) oder wenn er die mundartliche Wendung „der enden“ = in die Gegend (Idiotikon I 314) mißversteht. S. 145 dürfte Bohnenblüsts Leuthold-Ausgabe, S. 407 Adolf Freys Buch über Bödlins Zürcher Jahre erwähnt werden. Vereinzelte eingestreute „(sic!)“ setzen ein wohl unbegründetes Misstrauen des Lesers in die Zuverlässigkeit des Textes voraus. Die Einleitung vor allem ist ein Meisterstück geistreicher und elastischer Darstellungskunst: voll sprühender Laune, gescheiter Einfälle, glänzender Formulierungen, überraschender Ausblicke. In den Anmerkungen dagegen, die den Briefwechsel zum umfänglichen Bande schwölken, hätte der gesprächige Herausgeber dem Vorzug der Sachlichkeit zuliebe getrost die Stimme dämpfen und das sprudelnde Mitteilungsbedürfnis in etwas straffere Zucht nehmen dürfen: auch ein so gescheiter und fundiger und munterer Mittelsmann wie Kalbeck kann es sich nicht ungestraft leisten, den mäßigen Umfang eines Briefes durch allerpersönlichste Zutaten um das Doppelte und Dreifache zu überbieten. Den Tadel, den auch er (S. 37) seinem Meister Heyse nicht ersparen kann, darf er sich selbst zu Herzen nehmen: „Weniger wäre auch hier mehr gewesen!“ Wer aber dem Freunde Paul Heyse das Ausnahmerecht zubilligt, das prachtvolle Doppelporträt in den funkelnden Rahmen seines eigenen Wesens zu fügen, wird das Buch als ein immerhin merkwürdiges Exemplar seiner Gattung gelten lassen**).

Max Zollinger, Zürich.

*) Vgl. Keller an Auerbach, 22. Mai 1860.

**) Wie wir zu unserer Freude vernehmen, hat der Stadtrat von Wien beschlossen, das Manuskript dieses in Max Kalbecks Besitz befindlichen Briefwechsels zu erwerben, um es zum Dank für geleistete Hilfe der Stadt Zürich zu überweisen als kostbaren Beitrag zum Gottfried-Keller-Archiv.
A. d. R.